

Philosophisches Seminar Prof. Dr. Brigitte Hilmer Steinengraben 5 Tel +41 61 267 27 70
CH-4051 Basel Fax +41 61 267 27 69
Brigitte.Hilmer@unibas.ch
<http://pages.unibas.ch/philosophie>

GUTACHTEN

Über die Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades
an der Humanistischen Fakultät der Karls-Universität Prag

Menschlichkeit – zur Ästhetik, Politik und Pädagogik einer Idee
**Philosophische Untersuchungen zum „applied theatre“ im Anschluss an Maurice Merleau-
Pontys gestalttheoretische Phänomenologie**

von **David Fopp**

I.

Die von Herrn Fopp vorgelegte Arbeit untersucht Methoden des Schauspielunterrichts und des Schulfaches „Darstellendes Spiel“ (*applied theatre*) in Hinblick auf das zugrundeliegende Bild von den Menschen und ihrem Austausch untereinander. Sie schlägt einen eigens akzentuierten und entfaltenen Begriff des „Menschlichen“ als eine normative Dimension vor, unter der diese Konzepte beurteilt und eingesetzt werden können, und erläutert diese Idee anhand von Ansätzen der Körperarbeit, Gestalttheorie, populären Filmen und Jugendbüchern. Von dieser Idee des Menschlichen verspricht sich der Autor weitreichende Konsequenzen im Bereich der Ökonomie, des Gesundheitswesens, der Rechtsordnung und des Bildungswesens, wenn ihr denn (vor allem im Bildungswesen) die gebührende Bedeutung zugestanden würde, wenn dort also Techniken des *applied theatre* als eines „Handwerks der Demokratie“ zum Einsatz kämen.

Die Arbeit schlägt einen grossen argumentativen Bogen durch die verschiedensten Bereiche. Ihre eigentlich philosophische Leistung kann dabei in der Entwicklung und Durchführung von Kategorien gesehen werden, durch die die verschiedenen Themen aufeinander bezogen werden. Herr Fopp geht dabei dezidiert nicht so vor, dass er philosophische Autoren interpretiert und anwendet, sondern bekennt sich zum Ansatz der „arts based“-Forschung, die den Gedankengang aus konkreten Materialien entwickelt und dabei die Imagination anspricht.

Zentral ist für die Arbeit ein Konzept des Menschlichen, das nicht anthropologisch, moralisch oder ethisch verstanden wird, sondern das grundlegender auf Impulsen der gegenseitigen Akzeptanz, Offenheit, Zuwendung, auf Humor, Sensibilität und Imagination beruht. Der Autor verweist dabei wiederholt auf das englische „humane“ im Unterschied zu „human“. Dieses Menschliche wird erklärt als die Dimension, in der man entweder neben sich steht oder zu sich in Kontakt ist, wobei das Letzere das Neben-sich-Stehen nicht ausschalten muss, sondern sich zu ihm verhält. Der Kontakt-zu-sich ist weder als blosses Selbstbewusstsein zu verstehen noch als Präsenz, Authentizität oder Eigentlichkeit. Es ist dynamisch und relational gemeint, wie im Englischen *connected* werden Begegnung mit anderen und Beziehungen dabei mit erfasst. Referenz ist Merleau-Pontys „Zur-Welt-Sein“ in der Form

des *prise du monde*.

Das Neben-sich-Stehen erklärt der Autor in Abhebung vom blossen „Ausersichsein“ als eine seelisch-somatische Verkrampfung, die sozial bedingt sei. Der Begriff fällt partienweise mit dem der Entfremdung zusammen, erlaubt aber eine kategoriale Entfaltung, wo das Neben-sich-Stellen und das Neben-sich-gestellt-Werden mit in den Blick kommen.

Entscheidend für die Rolle des *applied theatre* ist die räumliche Seite des so gefassten Menschlichen. Ein Zu-sich-Kommen hängt nämlich davon ab, ob Räume eröffnet werden können, die dieses möglich machen, der Autor nennt sie W(innicott)-Räume, Vertrauens- oder Integritätsräume.

Ein Durchgang nun durch die Entwicklung der Konzepte von Schauspielschulen und deren Übungen zeigt, wie sich aus der Logik der Weiterentwicklung von zunächst cartesianischen Grundlagen eine Annäherung an ein solches Zu-sich-Kommen ergibt. Indem die Schauspielimprovisation situativ und relational wird, wird sie zu einem Feld der Selbsterfahrung in der Dimension des Neben-sich-Stehens und In-Kontakt-Seins und gewinnt damit eine politische Dimension. Dieser Durchgang wird in ideologiekritischer Absicht komplettiert durch Erörterungen der Bedingtheit des so zu gewinnenden Kontakts (sozial, in Bindungen, physiologisch, neurologisch, imaginativ und gestaltheoretisch). Damit wird eine anthropologische „Infrastruktur“ des Seins-zur-Welt gewonnen, über die „wir alle“ als Kinder ursprünglich selbstverständlich verfügen.

Der zweite Teil der Arbeit untersucht Filme daraufhin, wie sie als Kunstwerke (dafür soll die Gattung exemplarisch stehen) die Gestaltdimension realisieren, von der eine Erfahrung des Menschlichen abhängen soll. Als marktförmige Produkte können Filme uns nicht einfach dadurch ansprechen, dass sie diese inhaltliche Dimension schildern, sie stellen sie vielmehr zufolge erst her, indem sie grundlegende Gestaltqualitäten als „Figuren“ bildlich realisieren. Diese Figuren erreichen uns direkt als räumliche Erfahrung (das „zweifeln Schräge“, das „rundliche Schwurbelte“ usw.) und sind daher nicht auf blosse Form, auf Ausdruck oder Symbolik zu reduzieren. Vielmehr bringen sie unmittelbar die Dimensionen des Neben-sich-Stehens oder In-Kontakt-Seins ins Spiel und erschliessen sie damit der Interpretation und Verflechtung durch den Regisseur. Der bildliche Stil des Regisseurs bietet uns somit Integritäts- und Vertrauensräume an. Daraus ergibt sich nebenbei ein neuer Blick auf die Filmgeschichte, der die Regisseure in ungewohnter Weise ordnet.

Mit dieser Analyse von Filmen und mit seinem Interesse an Jugendbüchern und *vernacular culture* ortet sich Fopp ausserhalb sowohl neuerer Embodiment-Theorien als auch „traditioneller“ bzw. dekonstruktivistischer philosophischer Ästhetik. Aus der Sicht der letzteren müsse die Idee eines „Kontakts zu sich“ naiv erscheinen. Näher kommen ihm die Analysen von Hartmut Rosa, die Entfremdung an Kriterien wie den Verlust von „Resonanz“ binden. Aber dessen bloss subjektive Formulierungen kann Fopp zufolge sein Konzept des Menschlichen genauso integrieren bzw. hinter sich lassen wie Intersektionalitätsdebatten, feministische Kulturkritik und die marxistische Kunstkritik, die genötigt ist, bürgerliche Kunst zu idealisieren (Eagleton). Das *applied theatre* bietet operative Konzepte und Techniken an, mit denen ein gemeinsames Sorge Tragen für alle und alles eingeübt werden könne, so dass Machtverhältnisse, ungerechte Eigentumsordnungen usw. durchschaut und überwunden werden.

Anhand des Tanzfilms von Daldry, *Billy Elliot*, vertieft die Untersuchung die Analyse der Wirkung, aber auch der Bedingtheit und der Grenzen einer figuralen Bildlichkeit (der Begriff der Immersion fällt hier merkwürdigerweise nicht): Daldrys Rolle im Theater der Gegenwart erklärt, dass am Ende des Films der Tanz als bürgerliche Institution einen individuellen Ausweg aus sozialer Misere bieten soll. Diese eskapistische Erzählstrategie könne ebensowenig wie eine herablassend-humanitäre die menschliche Dimension aktivieren, die erst in der wirklichen, transformierenden Dramatik des *applied*

theatre zum Tragen kommt.

Eine eigene politische Ästhetik der Menschlichkeit ergibt sich im zweiten Teil der Arbeit aus einer Kritik von Kate Mitchell's *The director's craft*, in der einem in motivierten Ereignisketten organisierten Plot eine an unabsehbaren Handlungen orientierte Geschichte gegenübergestellt wird, die Freiheitserfahrungen dramatisieren kann. Diese narrative Struktur arbeitet mit Szenerien, die sich den Raum anverwandeln (Erich Kästner) und dadurch „Integritätsstoff“ herstellen. Im postdramatischen Theater werden solche Szenerien ausgeräumt, aber eine Anknüpfung an deren pragmatische Bedeutung und Einbettung kann sich an Denkern wie Hegel, Marx und Merleau-Ponty orientieren und Aspekte der Würde und Intimität mit diesem „Stoff“ verweben. Vernünftigkeit wird insofern vom Menschlichen her nicht als korrektes Schlussfolgern, sondern als Ankoppelung an Phantasie und Leiblichkeit zu verstehen sein. Die Philosophie braucht dafür nicht auf die Seite des „Anderen der Vernunft“ zu wechseln.

Ein dritter Teil diskutiert das Verhältnis von Demokratie und Menschlichkeit vor allem in der Kritik am Liberalismus, dem Fopp eine anti-anthropologische Ideologie vorwirft, die in formaler Gleichheit die humane Dimension gemeinschaftlicher Räume völlig verfehlt und dem Recht des Stärkeren letztlich freie Bahn lässt. Die Tendenz des Liberalismus zur blossen Absicherung gegen Risiken müsse durch eine Politik des Aufbaus von Integritätsräumen und der Resilienzstärkung abgelöst werden. Das Konzept des Menschlichen mit seinen Komponenten Sozialität, Leiblichkeit und Imagination erhält damit eine normative Dimension: „Insofern könnte man ... vielleicht sagen, dass Demokratie immer in sich den Charakter von Theatertherapie ... haben kann oder soll.“ (S.204)

Eine abschliessende Diskussion widmet sich der Bedeutung des Menschlichkeitskonzepts für die Bildung. Fopp präsentiert die Ergebnisse einer Stockholmer Untersuchung zu Unterrichtsmaterialien für Theater an Schulen und kritisiert die Tendenz, Wissensorientierung zwar durch Kompetenzorientierung zu ergänzen, aber damit die Möglichkeit, das „Handwerk der Demokratie“ zu vermitteln und Integritätsräume aufzubauen, aus der Hand zu geben.

Mit einer Nutzung dieser Möglichkeiten kommt die Lösung gravierender Probleme in Sicht: Ökonomie, Arbeitsleben, Gesundheitswesen, Rechtsordnung könnten auf neue Grundlagen gestellt werden. Ein abschliessender Rückblick dehnt dieses Versprechen auch auf die universitäre Forschung aus: eine entsprechende Schulung von Hochschullehrern würde mit der Sensibilität für das In-Kontakt-Kommen einen Grossteil der heutigen universitären Forschung hinfällig machen, die bislang in Hermetik und Irrelevanz verharrt.

II.

Die Arbeit beeindruckt durch die Beherrschung einer breiten Fülle von Materialien und Methoden aus den verschiedensten Gebieten. Die Ausführungen zur Theaterpädagogik, in der Herr Fopp auf eine breite Erfahrung zurückgreifen kann, kann ich fachlich nicht beurteilen. Erkennbar ist aber, dass sie ebenso wie die filmwissenschaftlichen Analysen und die Interpretationen von Jugendbüchern kein Selbstzweck sind, sondern dazu genutzt werden, engagierte philosophische Überlegungen zu artikulieren und weiterzuentwickeln. Seine Intention, sich dabei nicht in abstrakten und irrelevanten begrifflichen Diskussionen zu verlieren, kann Herr Fopp dabei vollumfänglich einlösen. Überzeugend ist vor allem die Stringenz, mit der der Kandidat ein originelles phänomenologisch-deskriptives Beschreibungsraster entwickelt und dessen Logik so ausbaut, dass die verschiedenen Phänomene sich zu einem Argument fügen, ohne dass er dabei die Bodenhaftung verliert.

Aus seinem Ansatz ergibt sich nicht nur eine eindringliche Beschreibung der Leistung der Theaterarbeit, um die es ihm geht, sie führt auch zu einem eigenständigen Begriff des Menschlichen, der praktische Relevanz hat, ohne moralisch aufgeladen zu sein. Besonders einleuchtend und in der heutigen philosophischen Diskussionen bedenkenswert erscheint mir seine Aneignung der Philosophie Merleau-Pontys in der Verbindung der leiblich-sozialen mit der politischen Dimension. Die Arbeit stellt aus meiner Sicht eine herausragende philosophische Qualifikationsarbeit dar.

III.

Die folgenden Anmerkungen verstehen sich als Diskussionsbeiträge und Anregungen in Hinblick auf die Publikation.

- Schwierig zu verstehen fand ich die Bedeutung, die der Autor bildlich-räumlichen Ordnungsmotiven im Film beimisst. Möglicherweise sind hier Grenzen dessen erreicht, was sich ohne ein genaues Studium des Materials und ohne die Erfahrung mit räumlicher Inszenierung nachvollziehen lässt. Mit scheint, dass derartige Gestaltungsmittel (vor allem, wenn sie gar nicht mehr an den Film und seinen Inhalt oder sein Atmosphäre gebunden sind, sondern so etwas wie die Handschrift eines Regisseurs ausmachen) überbeansprucht werden, wenn man sie zu „Figurenmächten“ stilisiert und dabei Menschlichkeitsdimensionen zuzuordnen versucht. Dies ist offenbar nur in so elementarer Weise möglich, dass dabei wenig spezifischer Gestaltungsspielraum zu erkennen ist.
- So sehr die politischen Intentionen überzeugen, so bedenklich erscheinen doch die kritischen Profilierungsversuche in unausgeführten Feldern, bei denen der Autor seinen Kredit bei der Leserin manchmal arg strapaziert. Bei der Breite der Themen und Ansprüche bleibt es nicht aus, dass der Autor manchesmal auf Klischees zurückgreifen muss. Bei seiner Kritik des Liberalismus scheint mir, dass er Vertreter vor Augen hat, die es ihm nicht erlauben, diesen Gegner erst einmal stark und damit die Diskussion interessant zu machen. Dabei müsste es um die Grenzen einer angemessenen Inklusion gehen ebenso wie um die Grenzen der Reichweite konkreter Räumlichkeit und Interaktion. Es ist nicht zu erkennen, wie das Konzept der Integrationsräume auf institutionalisierte Politik in modernen Staaten angewandt werden könnte (Theatertherapie an der Landsgemeinde?)
- Auf der anderen Seite wird in dem Diskurs, dem sich die Arbeit anschließt, der Begriff des Demokratischen für meinen Geschmack so sehr beansprucht, dass dies einer Aushöhlung gleichkommt. Ich fände es wohlthuend, wenn man „demokratisch“ noch von menschlich, moralisch gut, spontan, angepasst, höflich oder gerecht unterscheiden könnte.
- Was die Idee der Menschlichkeit im Recht bedeuten könnte, wäre eine interessante Frage, die aber zu wenig rechtsphilosophische Substanz gewinnt, wenn dabei nur „Menke und der moderne Rechtsstaat“ als Referenzgrößen fungieren. Dass dabei eine Idee der Commons im Hintergrund zu stehen scheint, berechtigt nicht dazu, die Rechtsordnung auf Rechtsprechung oder Zivil- und Verwaltungsrecht auf die herrschende Eigentumsordnung zu reduzieren. Viel grundlegender müsste ausserdem erst einmal der Begriff des Rechts selbst eingeführt und geklärt und allenfalls seine Räumlichkeit befragt werden.
- Der Abschnitt zur Religion kann gestrichen werden. Es ist nicht ersichtlich, was er beitragen soll.
- Mit dem Unternehmen, die poststrukturalistischen Tabus gegenüber Anthropologie zu durchbrechen, gehe ich gerne und weitgehend mit. Die Charakterisierungen des Neben-sich-Stehens und das Versprechen von dessen spielerischer Auflösung oder Integration im wirklichen Kontakt habe ich allerdings auch mit einem gewissen Unbehagen gelesen. Mir scheint, dass sich in dem, was wir dafür angeblich alle mitbringen, doch eine gewisse Exklusion ankündigt. Mit einem Menschen mit einer Autismus-Spektrum-Störung zusammenzusein, der nicht imstande ist, mir die Hand zu geben,

erkennend in die Augen zu sehen, ein Lächeln auszutauschen, zu sagen dass er mich mag, oder auch nur auf der Strasse neben mir her zu gehen, – und die immensen Gefühle zu haben, die solche Begegnungen auslösen können, – macht für mich erlebbar, dass der Begriff des Menschlichen über den Bereich der Gestaltwahrnehmung hinausreichen sollte, die hier bei schwerer Behinderung in der Interaktion nicht zur Verfügung steht und auch nicht durch Übungen geweckt werden kann. Die Beschreibung als Neben-sich-Stehen wäre dabei unangebracht. Wilsons Theaterexperimente mit Autisten weisen vielleicht in diese Richtung. Ich fände die Diskussion darüber interessanter als den Verweis auf Karikaturen des Wahnsinns.

– Es sollte vermieden werden, dass die Theaterarbeit in Konkurrenz zu anderen kreativen Praktiken, etwa musikalische Improvisation und Singen an Schulen, verteidigt werden muss. Eine eigene Problematik scheint mir die Verdrängung manueller Fertigkeiten wie Zeichnen Stricken Nähen Flechten Sägen Schrauben Feilen aus den Lehrplänen zu sein (in der Schweiz werden Primarschulkinder in Zukunft keine Handschrift mehr lernen). Wer meint, sich dieser Praktiken mit dem Verweis darauf entledigen zu können, dass die Resultate ohnehin nur verdinglichte Produkte seien, unterschätzt die Bedeutung, die die händische Auseinandersetzung mit dem Material für den Respekt vor dem Anderen und der Welt und damit auch für das demokratische Hand-Werk haben kann.

– Die Abgrenzung zwischen Kunst und Kulturprodukten (oder eigentlich „hoher“ und „populärer“ Kunst) überzeugt mich nicht ganz. Im Grunde befestigt sie der Autor dadurch, dass er umgekehrt den populären Filmen Leistungen zuschreibt, die elitäre Kunstwerke nicht sollen erbringen können. Wo er glaubt, die Paradoxien autonomer Werke bei der Hochkunst deponieren zu können, holen sie ihn auf dem Wege der Verdinglichungskritik an den Filmen, die er untersucht, wieder ein. Die Verweise auf Giotto oder Shakespeare sprechen ohnehin eine andere Sprache. Auf meinen Wunschzettel käme eine Diskussion von *Wallensteins Lager*, Stifters *Witiko* oder Breughels *Predigt Johannes des Täufers* im Vergleich etwa zu *Emil und die Detektive*. Dann könnte auch die spezifische Chance und Problematik des modernen Genres Jugendbuch zu Thema werden, das in der Arbeit als eine Naturgegebenheit behandelt wird.

– Auffallend ist, dass mit dem Pathos der gesellschaftlichen Inklusion ausschliesslich und unthematisiert von Theaterpädagogik an *Gymnasien* die Rede ist.

– Das Demokratisierungsprojekt des *applied theatre*, dem sich der Autor mit guten Gründen verschreibt, scheint mir stellenweise nicht frei von Naivität, was die Ambivalenz von Professionalisierungsprozessen angeht (wie sie etwa Hannes Siegrist erforscht hat). Der Begriff der Menschlichkeit wird meines Erachtens partiell desavouiert, wenn wir sie nur mittels der Schulung durch Experten erreichen könnten, die die richtigen Techniken kennen. Nach meinem Eindruck ist das Projekt auf so ein Argument nicht angewiesen.

– Das gilt auch angesichts des ungefähr dreissig Jahre alten Versprechens, die Hochschulen würden ein besserer Ort, wenn ihr Personal endlich hochschuldidaktisch professioneller geschult würde.

– Aussagen über Lehre und Forschung an Hochschulen sind ein Pflaster, auf dem man sich nur aufgrund eigener Studien- und Lehrerfahrung kaum sicher bewegen kann. „Nachfolge-Generationen der Frankfurter Schule“ stellen keine ausreichende empirische Basis dafür dar. Auch die Geistes- und Humanwissenschaften nicht.

– Die Inanspruchnahme des Namens von Humboldt (S.235) für allfällige Misstände an heutigen Universitäten („verkopft und isolierend“) ist völlig anachronistisch und klischeehaft. Sie sollte aus der Arbeit entfernt werden. Sie hat keinen Bezug zu den Humboldtschen Schriften oder Reformen (geschweige denn zum utopischen Gehalt der Fichteschen Gutachten oder der Schellingsschen Schrift zur Methode des akademischen Studiums, die ihnen zugrunde lagen).

Diese Bemerkungen stellen keine Einwände gegen die Arbeit als wissenschaftliche
promotionswürdige Leistung dar.

Ich empfehle sie daher uneingeschränkt zur Annahme.

6

Dr. Gitta Hilber

Basel, den 9. Oktober 2015